

Die Mädchen von Bubenberg

Autor(en): **Jehli, J.J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **11 (1969)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-555657>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Mädchen von Bubenberg

Erzählung von Joh. Jak. Jehli †



Wieviele unserer Leser vermögen sich wohl noch an Johann Jakob Jehli zu erinnern, dessen volkstümlichen Erzählungen und baladesken Gedichten man vor Jahren oft in Kalendern und unterm Strich der Tageszeitungen begegnete? Am vergangenen 22. Juli ist er im hohen Alter von fast 90 Jahren in Waltensburg, wo er die letzten Lebensjahre verbrachte, gestorben. Ein bewegtes, ruheloses, von Leid und Irrtum beschattetes, aber doch innerlich reiches Leben gelangte damit zum Abschluß. Er war einsam, ein eigenwilliger, kerniger Mann, der sich während Jahrzehnten in das harte Los eines freien Schriftstellers schickte. Und er war seiner Muse mit letzter Hingabe und Verantwortung verpflichtet. Gewiß galt er als Volksdichter. Aber den leicht despektierlichen Beigeschmack, der dieser Bezeichnung zukommt, rechtfertigte der Verstorbene nicht. Wie sein Leben hart war, rang er selbst hart um seine Kunst, und es entsprang seiner Feder eine Reihe von beachtlichen literarischen Zeugnissen, die es verdienen, den Tag zu überdauern. Albin Zol-

linger, der zu seinen Lebzeiten selbst weit verkannt wurde, pries Jehlis Dichtungen nachdrücklich. Besäße Deutschbünden ein Forum, ähnlich es dem Romanentum gegeben ist, wäre Jehli längst bekannt und anerkannt geworden, hätte sich, wie man zu sagen pflegt, «durchgesetzt». So aber blieb er in seinem Schaffen doch weitgehend isoliert. Als seine gestaltende Kraft sich mehr und mehr erschöpfte, wurde er unduldsam gegen sich und die Umwelt, und sein früherer Frohmuth wich der Bitterkeit. Das Ende bedeutete für ihn wohl die Erlösung.

Zu seinem Gedenken möchten wir nachfolgend aus seinem Band «Kurzgeschichten», erschienen 1957 im Ähren-Verlag, Affoltern, eine Probe veröffentlichen.

*

Unsere Heimatgemeinde bestand aus dem Dorfe und mehreren zerstreuten Höfen und Weilern, wie es im Gebirge oft der Fall ist. Zur Kirche mußten die Höfner ins Dorf, ebenso zu den Gemeindeversammlungen und zur Kanzlei.

Das Dorf hatte durch die Mehrheit der Stimmenden stets aus der Minderheit der Höfner seinen Vorteil, oft zum Schaden der Fraktionen, gezogen. Indessen besaßen die von den Höfen, die eine volle Stunde vom Hauptort entfernt waren, ihr eigenes Schulhaus. Zum Religionsunterricht jedoch hatten sie wieder ins Dorfschulhaus zu wandern.

Diese Abhängigkeit der Höfner vom Dorf hatte eine gewisse Rivalität zwischen Dörfnern und Höfnern zur Folge, da die vom Dorf mit Überlegenheit auf die Höfner herunterblickten, als wären diese Bürger zweiter Klasse.

Das empfanden die benachteiligten Ortschaften mit Widerwillen, zuweilen forderte es dieselben geradezu heraus. Diese Erscheinung trat mitunter auf der Bürgerversammlung, vor allem aber bei den Schulknaben im Glockenturm und auf der Straße klar zutage. Ja selbst in der Kirche vermochte die Heiligkeit des Ortes diese Äußerungen der Rivalität nicht ganz in Schranken zu halten. Ein Beispiel soll hier für viele stehen:

Es war am Samstag vor Sonntag Esto mihi, in der Fastenzeit. Wir, die Schulkinder von den Höfen, hatten im Dorfschulhaus Religionsunterricht. Der Pfarrer, ein alter, guter Herr, hatte mit uns die Zehn Gebote durchgenommen. Am Schlusse, die Lektion rekapitulierend, fragte er, sich an Andreas Herz, einen der Größten gekehrt: «Welches ist aber das höchste und vornehmste Gebot?»

Andreas war kein schlechter Schüler und erwiderte prompt: «Du sollst deinen Gott und Herrn lieben aus ganzer Seele ...»

«Gut!» unterbrach ihn jach der Pfarrer. «Was ergänzest du noch dazu, Hans?»

«Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst», antwortete mit Sicherheit Hans.

«Gut, gut! Wie könnte es auch verneinend lauten, du, Jakob?»

Der Jakob saß heute ebenfalls sicher im Sattel und rezitierte schlagfertig: «Was du nicht gerne hast, daß ein anderer dir tue, das tue auch dem andern nicht.»

«Gut, gut, sehr gut!» schmunzelte der Pfarrer höchst zufrieden, ließ uns beten, und dann strömten wir dem Ausgange zu. —

Draußen schneite es in lustigen Flocken, und das versetzte uns Knaben sogleich in unternehmende Stimmung. Als wir beim Gasthaus zum Bären auf dem Platz, wo die Straßen kreuzen, kamen, standen dort an die zwölf bis fünfzehn Dorfbuben. Wir gingen schweigend, nicht ohne ein gemischtes Gefühl der Sicherheit, an ihnen vorüber.

Kaum hatten wir sie hinter uns, als ein Dutzend Schneebällen an unseren Ohren vorbeisausten. Wir ließen die Mädchen weiter-

gehen, dann wandten wir uns um und machten Front.

«He, Franzosen!» rief einer drüben — die Dörfler nannten uns so, weil in den Höfen romanisch gesprochen wurde und der Siebziger Krieg damals noch frisch im Gedächtnis saß.

«He, ihr Deutschen!» schrie einer von uns, da man im Dorfe sich der deutschen Sprache bediente. Hurtig kneteten wir Schneebällen und rüsteten uns zum Angriff. Wir mochten ungefähr in gleicher Zahl und Stärke einander gegenüberstehen. Wir grinsten kampf lustig hinüber, und drüben wetzten sie die Zähne. «Also wollt ihr's mit uns probieren?» riefen die Dörfler einstimmig.

«Wozu denn die müßige Frage?» schrie ein Höfner und schleuderte zugleich den ersten Ball auf die feindliche Phalanx. Jetzt handelte es sich um die Ehre des Sieges, und ein wahrer Hagel von Schneebällen kreuzte den Bärenplatz. Traf's, so hallte ein wilder Fluch: «Ihr verdammten Franzosen!» «Ihr vermaledeiten Preußen!» Dabei rückten wir bei der Hetze einander immer näher und näher. Es patschte und pustete und hustete, als ginge es auf Leben und Tod. Plötzlich donnerte der handfesteste der Preußen dem Andreas Herz zu: «Wart du, ich bin der Blücher» und hob die Faust, um sie auf den Feind niederschmettern zu lassen. Der aber, dem Rivalen an Kraft und Mut ebenbürtig, wich blitzschnell dem Schlage aus und versetzte dem anderen eine gutangemessene Ohrfeige: «Wenn du der Blücher bist, bin ich der MacMahon, daß du's weißt!»

Das war der Auftanz. Jetzt wurden alle handgemein. Es ging hart auf hart. Es floß sogar Blut. Da indessen die Parteien sich ungefähr die Waage hielten, trat bald eine allgemeine Erschöpfung ein. Wir trennten uns wieder auf zwanzig Schritte Distanz zum Waffenstillstand, um neuerdings Luft und Kraft zu schöpfen. Dabei flogen grimmige Blicke hinüber und herüber. Man neckte da und foppte dort.

Nach einer Weile frug der Andreas die Dörfler, ob sie noch einen Tanz wagen möchten.

«Wart du noch ein wenig, du wirst es gleich sehen!» gab Marschall Blücher drüben dem Mac-Mahon zur Antwort. Als wir jedoch sahen, daß die vom Dorf keine Lust mehr an den Tag legten, noch einen Waffengang mit uns zu bestehen und die Mädchen, die hinter uns Stellung bezogen hatten, bereit, wenn es uns schiefe gehen sollte, entscheidend mitzufechten, uns zum Aufbruch drängten, traten wir hochgemut den Heimweg an, um vor der Dunkelheit heim zu gelangen.

Wie ich am nächsten Samstag darauf nach dem Religionsunterricht mit meinem Bruder von der Webmühle, wo wir kardätschte Wolle abgeholt hatten, durch das Dorf kamen, erblickten wir, nicht zu unserer Erbauung, auf dem Bärenplatz an die vierzig, fünfzig Buben. Sie bildeten dort auf der Straße Spalier, und jeder hielt einen kurzen, dicken Haselstecken bei Fuß. Alle waren jedoch von uns abgewandt und blickten in entgegengesetzter Richtung. Sie sahen auch recht blöde aus, wie etwa Jäger, denen eine kostbare Beute entschlüpft ist.

Ich erwog bei mir, ob ich mich hinter einer der Kolonnen vorbeidrücken sollte oder einen Ausweg finden könnte. Denn mich befiel das unangenehme Gefühl, diese drohenden Prügel könnten auch für mich gehauen worden sein. Plötzlich ertappte ich mich bei einem feigen und zugleich nützen Gedanken. Ich drückte daher meinen Sack Wolle fest unter den Arm, faßte mit der freien Rechten den jüngeren Bruder bei der Hand und schritt aufrechten Hauptes und geradeaus mitten durch die drohende Gasse. Feindliche Blicke trafen mich wohl, aber es fiel kein herausforderndes Wort, und ungeschoren kamen wir davon. Jetzt ging mir auf einmal ein Licht auf. Denn wir begegneten gleich dem Pfarrer, der langsam das Dorf heraufkam und der uns freundlich zulächelte.

Am Ende des Dorfes jedoch gewahrten wir zu unserem Erstaunen die Schulkinder der Höfe vor uns hergehen. Alles, klein und groß,

Mädchen und Buben, alles untereinander gebärdete sich nicht wenig aufgeregt. Wo waren denn die so lange stecken geblieben? Was konnte vorgefallen sein?

Als wir sie erreicht, erzählten sie uns noch in voller Hast, was ihnen im Dorfe begegnet war. Nach dem Unterricht, nachdem ich und mein Bruder den entgegengesetzten Weg zur Webmühle angetreten hatten, waren sie, nichts Böses ahnend, durchs Dorf heimzu gegangen. Der Kaminfeger, der ihnen begegnete, hatte den Buben, schelmisch die Augen zwinckend, die Warnung auf den Weg gegeben: «Hütet euch, ihr Höfner, am Morgarten.»

Ja, was sollte das eigentlich heißen? Wie aber der Bärenplatz sich vor ihren Augen aufgetan hatte, gewahrten die vordersten mit heimlichem Schrecken die große Zahl der prügelbewaffneten Dorfbuben. Sofort blitzte ihnen durch den Kopf: «Die warten auf uns und sinnen auf Rache. Diese knotigen Stecken sind ohne Zweifel uns zugebracht!» Und da sie an Zahl weit weniger waren und ihnen nicht im geringsten nach einer Prügelsuppe gelüstete, so hatten sie angehalten, um Kriegsrat zu halten und um einen Ausweg zu suchen. Herrgott, da war guter Rat teuer! Wohin sie auch immer dem Bärenplatz auszuweichen trachteten, fanden sie den Schnee tief und ungebahnte Straße, Weg und Steg. Überdies bewachten die feindlichen Dörfler alle ihre Schritte und Winkelzüge.

Auch die Mädchen, die ja nichts verbrochen hatten und deshalb auch nichts zu fürchten brauchten, spürten keine Lust, an dieser drohenden Rotte vorbeizugehen. Die kleinsten fingten schon an, aus Furcht zu flennen. Jetzt fiel dem Hans ein — ohne daß er jemals den Spruch des heiligen Hieronimus und anderer weiser Männer gelesen oder vernommen gehabt hätte — Haltet euch nur an die Weiber, wenn ihr etwas durchsetzen wollt! —, die Mädchen auch zu Rate zu ziehen. Und siehe, er hatte sich nicht getäuscht. Diese hatten gar bald den Weg gefunden, um alle aus der Patsche zu ziehen. Wir gehen nicht ohne euch, Buben, wiederholten sie

immer. Annamarie, die beherzte Achtkläblerin, wußte auf einmal Rat: «Wißt ihr, ich und Elisabeth rennen zum Pfarrer. Er muß uns durch das Dorf begleiten.» Gesagt, getan. Der Geistliche hatte sie dann durch die feindlichen Reihen heil und unversehrt hindurchgeführt. Diesmal wären sonst die Höfnerbuben unzweifelhaft der bewaffneten Übermacht erlegen.

Jetzt, da mein Haar schon längst ergraut, denke ich manchmal, wie vernünftig es wäre, wenn eine Mehrheit nicht allein ihren Vorteil suchte, sondern sich auch die Mühe nähme, die Nöte der Minderheit zu verstehen und ihr gerecht zu werden trachtete. Der Haß fände dann keinen Nährboden und der mörderische Krieg zur Rechtfertigung keine Gründe.

Unvergänglich

*Wir werden, wir sind, wir sterben alt,
Ein eigen Ding ist's um das Leben,
Ein ewig Werden, ein ewig Vergehn,
In der Mitte ein haltloses Streben.*

*Das Streben ist Gottes, unwandelbar,
Der Stoff ist nur Fäulnis gesehen,
Weil noch im Zergehen das Leben keimt,
Das Ewige liegt im Geschehen.*

*Das Leben ist zäh, das Leben ist stark,
Der Rost zernaget das Eisen,
Der Käfer durchbohrt so Erle wie Eich',
Am Steine das Moos kann's beweisen.*

*Über Stoff und Leben doch herrschet der
Geist,
Nur der kann erschaffen und geben;
Drum, meine Seele, wir sterben nicht,
Es waltet ein ewiges Leben.*

Joh. Jak. Jehli

(aus «Gedanken», Volksverlag Elgg)